

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Sammlung - Ausgewählte Werke**

in zwei Bänden

Prosa

**Peters, Friedrich Ernst**

**Hamburg, 1958**

Tage der Fülle

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876**

## TAGE DER FÜLLE

Das Heimweh nimmt sich vor, einen Septembertag der frühen Kindheit zu beschwören! September! Das Wort schwingt wie der volle, feierliche Ton einer großen Glocke, die eine Zeit der Fülle einläutet. Wohl habe ich in späteren Jahren den Monat der Fülle in einem reicheren, bewegteren Lande gesehen; aber ergreifender war er um mich im karger holsteinischen Flachland — in der Heimat.

Im fernen Lande führte der September an allen Hängen die Trauben der vollen Reife zu. Das dichte Grün der Rebenreihen war leise schon gelichtet, und durch alle Lücken brach lockend das tiefe Blau schwerer Trauben. Eine allerletzte Süße fehlte ihnen noch; aber wenn am Morgen eine der Trauben besonders schön und ebenmäßig mit den Perlenschnüren des Taus umspinnen war, griff meine Hand gedankenlos zu, und es labte mich die taugekühlte Glut der schönsten Beere. In den Gärten lagen Melonen schwer und rund in welkendem Gerank. Hatte einmal das Messer den grünen Panzer der Frucht durchstoßen, dann glitt die Schneide leicht durch das goldrote Fleisch, und der duftende Saft strömte mir über die Hand. Trauben und Melonen nur sollen als die köstlichsten Früchte hier genannt sein. Königlich überragend standen sie inmitten eines unabsehbaren Heeres überall noch hochgewachsener Frucht.

Aber da ich an einem dürftigen, schneenassen Januartage, aus innerem Ungenügen wegstrebend, in wahlbereit daliegenden Erinnerungen den Monat der Fülle suche, gehe ich nicht ins fremde Land. Sein September spricht doch trotz aller Schönheit zuerst den Gaumen an. Speise aber, die dem Gaumen schmeichelt, hilft nicht hinweg über seelisches Ungenügen. Nun suche ich den Monat der Fülle da, wo ich ihn einst in seiner Vollendung erlebte: in der Heimat, in der Kindheit.

Vor meinem Elternhause bog von der Dorfstraße das Redder ab und führte in die Felder. O Fülle du der Frucht an einem holsteinischen Redder! Gesträuch der verschiedensten Art wächst

auf den Wällen ineinander. Im frühen Sommer stand das dichte Gesträuch, einförmig grünen Mauern gleich, zu beiden Seiten des schmalen Weges. Nun aber tritt jeder Strauch mit der besonderen Art und dem unterscheidenden Grade seiner frühherbstlichen Verfärbung aus der Gemeinschaft zurück in die bunte Vereinzelung. Es ist, als habe nun jeder erfahren, daß die Gemeinschaft, in die er, gestützt und selbst stützend, einbegriffen war, ihn am Ende entläßt zum einsamen Werke des Sterbens.

Den Schlehen ist schon ein blauer Flaum angeflogen. Noch kann ihn der Finger wegstreichen und darunter das sommerliche Grün wieder freilegen; aber am Stande der Sonne ist nichts zu verrücken. — Aus jedem Holunder fährt bei meinem Nahen ein Schwarm von Vögeln ärgerlich hoch. Solange den dunklen Beeren eine letzte Schwere vorenthalten bleibt, stehen die Dolden noch aufgerichtet. Ihre fünf Strahlen sind vergleichbar den gestreckten Fingern einer Hand, die einen beerengefüllten Teller den Vögeln gastfrei und zierlich entgegenhebt. Hagebutten hängen im Dorngesträuch, hier noch gelb, dort orangefarben und da nun tiefrot. Spindelbäumchen haben ihre große Zeit. Die Märchenschönheit des Behanges läßt ihren zwergenhaften Wuchs ganz vergessen. Die rötteste Hagebutte erscheint in ihrer Glätte und Ungeteiltheit gemein neben dem besonderen stumpfen Rot der ziselierten Spillbaumkapsel. Man möchte glauben, Christkind ersinne im langen Sommer für die ferne Weihnacht neue Überraschungen, Christkind habe am Spindelbaum die Wirkung eines neuen Tannenbaumbehanges erproben wollen. Kapseln solcher Art, in Zucker gegossen und an Goldfäden aufgereiht, werden zur Weihnacht den Lichterbaum zieren. Unter den Haselnußsträuchern deckt gefallenes Laub reichlicher den Grund. Manche der Blätter sind noch unberührt grün, und man sieht ihnen an, daß sie abgerissen worden sind. Weiterhin verrät gebrochenes Gezweig den Einbruch von Räubern. Wann würden wohl Haselnüsse je ganz reif? Nur ein paar Früchte sind unzeitigem Raub noch entgangen. Einzeln, zu zweien, zu dreien sitzen sie noch in der lustig gespitzelten Hülle. Hier und da strebt aus dem Knick eine einsame Eiche empor. Hin und wieder löst sich aus krausem Becher eine Eichel. Als sich die Frucht an ihrem Grunde leicht bräunte, war ihre Zeit gekommen, und sie mußte

fallen. In den Zweigen hoch aber wartet die Fülle der Frucht des ersten Sturmes. Im Eichengestrüpp entdeckt das Auge unter einem Blatt Galläpfel. Sonderbares Wort, in dem Bitternis und Süße seltsam sich mischen! Sind auch die Galläpfel in Wirklichkeit eiternde Schwären am Leibe des Blattes, ein hinschlendernder Knabe erhebt sie doch zum Range einer Frucht, und ihre Rundung ist ja auch vollkommen. Das wirre Geschlinge der Brombeere geht ohne Unterbrechung von einem Strauch zum anderen und hält in beginnender Auflösung die Gemeinsamkeit noch aufrecht. Wenn einzelne Beeren schon mit dem tiefen Schwarz der Reife locken, müssen sich viele noch durch mancherlei Rot hindurchverwandeln, und andere zögern noch unscheinbar hin in einem reifefernen Grün. Die zapfenartigen Ähren des Hopfens stehen im Übergang zu einem goldenen Gelb. Ein Bild des Segens, so machen sich die im Sommer Verborgenen nun sichtbar. Die schwanken Stengel ranken sich in unzähligen Windungen so geduldig wie mühevoll dem geraden Hoch hinaus der Sträucher nach und machen erst halt, wenn sie in den Tagen der Fülle über den Wipfel ihrer Stütze hinaus ins Leere tasten.

Wer schöpfte je deine Fülle aus, September! Dies Beginnen wäre so töricht wie das einer Kinderhand, die in den Strom greift, um ihn sich zu eigen zu machen. Aber was meine hohlen Hände aus der Fülle heben, kann doch ein Sinnbild sein, wie man denn auch nie den Zaubermonat September in allem beim Wort nehmen darf, sondern ihn in seinem Wesentlichen als Symbol nehmen muß.

Ein Sinnbild war er gewiß dem Knaben schon, und wenn dieser denn auch zwischen genießbaren und ungenießbaren Früchten sehr gut zu unterscheiden wußte, so war ihm doch September nicht nur um der süßen Früchte willen ein Fest. Doch fühlte er jetzt nur erst die beschwingte Freude, nicht aber die leise Schwermut, in die alle Dinge hineingehen, wenn die Zeit ihrer Reife gekommen ist. Im September wird der Sommer an seiner Überfülle schwermütig. Fernher und leicht verschleiert leuchtet die Sonne; ihr Lächeln ist durch Tränen gegangen. Daß die Süße der Reife dem Geschmack nicht fade werde, muß ein Wissen um das Ende sie mit Bitternis würzen.

Dem Manne, der im Heimweh den Pfaden seiner Jugend nachspürt, ist die Bitternis lange vertraut. Aber nun sucht er sie abzutun, um unbeschwert mit Eltern und Geschwistern noch einmal den Tag zu feiern, in dem einst aller Zauber des Septembers auf seinen festlichen Gipfel gelangte.

Mit diesem Fest in meinem Elternhaus war es eigen bestellt. Gemeinhin fordern Feste Geld und Zeit; bei uns aber war von beidem nie ganz genug vorhanden. Meinem Vater war die Gabe geworden, ohne allen Geldaufwand und ohne Gewaltbarkeit einen Arbeitstag aus seinem grauen Kittel in ein schillerndes Festgewand hinüberzulocken. Und wenn ihm die Freude in den Augen seiner Kinder das Gelingen der vielen kleinen Listen bestätigte, so fing er sich wohl am Ende in den eigenen Schlingen und nahm den Arbeitstag ernsthaft als Fest.

War es nicht wieder ein Sinnbild, daß das Fest der herbstlichen Fülle an das Werk der Bienen anknüpfte? Was kann die Biene denn mit *einem* Flug einholen? Ist es nicht eine Winzigkeit? Und ganz bequem steht ihrem Eifer nur die Lindenreihe vor unserm Hause. Und vielleicht ist die Lindenblüte noch halb verregnet, und die Heide liegt ermüdend weit, und den Buchweizen säen die Bauern immer spärlicher an. Aber alle Angst und alle Mühe hat sich um der Tapferkeit und Unverdrossenheit willen nun doch in goldgelbe Süße verwandelt. Die Tracht der einzelnen Biene mag unscheinbar sein, die Sommerarbeit vieler Völker füllt nun doch in unserer Speisekammer eine stattliche Reihe gewichtiger brauner Kruken.

Vielleicht wäre es angebracht gewesen, das Fest im Angesichte der dickbäuchigen Kruken zu feiern. Aber das geschah nicht. Schön war es gewiß auch, wenn zum erstenmal die frischen, wohlgefüllten und kunstvoll geschlossenen Waben zum Schmausen freigegeben wurden. Dann hieß es: „Eßt, Kinder! Aber ihr müßt euer Maß wissen.“ Schön war es weiter, auf weißen Tellern den Nachbarn besonders wohlgelungene Wabenstücke als Geschenk zuzutragen. Da erscheint man ein wenig wichtigtuerisch als der großherzige Spender edler Gaben, und der Groschen, den die Kinder empfangen, ist nicht der geldliche Gegenwert, sondern nur eine Gebühr, durch die unsere Großmut anerkannt wird. Der alte Schuster Henn Lünig gibt kindischer Freude und Be-

gehrlichkeit possierlichen Ausdruck, und wahrscheinlich wird er auch in diesem Jahr wieder „sein Maß nicht wissen“.

Das eigentliche Fest aber führt erst der Tag des Wachskochens herauf. Den Verrichtungen dieses Tages würde das alltägliche Wort „Arbeit“ den Goldstaub abstreifen, womit sie zauberisch überstreut sind. Wie es dem Vater gelingt, sie ohne großen Aufwand ins Gebiet nahezu kultischer Handlungen hinüberzunötigen, darin bewährt sich sein Künstlertum. An diesen Handlungen ist die ganze Familie beteiligt: Vater, Mutter und vier Kinder. Und auch die Geister eilen dienstbereit herzu. Unser Haus ist voll von Geistern, guten und bösen. Aber die bösen hält die Weihe des Tages gebannt.

Am Pfosten der Werkstättentür ist etwa in Meterhöhe mit fünf riesigen schmiedeeisernen Nägeln ein vierkantiger Klotz befestigt. Während des ganzen Jahres macht er sich nicht bemerkbar, monatelang verbirgt er sich hinter aufgestapeltem Holz. Trifft ihn von Zeit zu Zeit ein Blick, so ist zwar immer unverkennbar, daß die Anordnung der Nägel ein Menschengesicht nachbildet; aber die Züge dieses Gesichts bleiben unbewegt. Wer meinem Vater bei seiner Böttcherarbeit so ausdauernd zuschaut, wie es einer unserer Nachbarn tut, der kann wohl in einem Monat erfahren, welchem Zweck die vielen, geheimnisvollen Geräte und Vorrichtungen einer Böttcherwerkstatt dienen. Der Klotz aber mit dem Nagelgesicht gibt um solchen Preis sein Geheimnis nicht her. Nur am Tage des Wachskochens enthüllt er den Sinn seines Lebens. „Einmal nur im Jahr . . .“ Derlei Dinge kommen sonst nur in Märchen vor, wo es ja Türen gibt, die sich nur alle hundert Jahre einmal öffnen.

Heute wird Wachs gekocht, heute hat das Klotzgesicht dort am Türpfosten seinen großen Tag. Der frohen Unruhe des Tages hält seine mürrische Unbewegtheit nicht stand. Eben hat es sehr verschmitzt und verständnisvoll mit dem einen seiner Nagel-  
augen gezwinkert, und jetzt gelingt dem kleinen, runden Nagel-  
mund gar ein breites Grinsen. Und nun ist die Verzauberung  
vollkommen: dort an der Tür steht ein stämmiger, gutartiger  
Zwerg und wartet seiner Stunde.

Aus mancherlei Anzeichen muß auch der Unkundige das Besondere des Tages erahnen. Großvaters gewaltiger Kupferkessel

ist herbeigeschafft worden und hängt dort über offenem Herdfeuer. Der Schleifstein hinterm Hause ist des Dreibocks beraubt, auf dem er sonst ruht. Der Dreibock wird dem wartenden Zwerg vor den Leib geschoben. Schon trägt er auch den Zuber mit der Preßvorrichtung, und der ganze Aufbau reicht dem Zwerg bereits ans Kinn. Die Bütte zum Auffangen steht an ihrem Ort. Am Boden liegt der Preßbalken bereit, auch er nun sonderbar verwandelt und ins Hochbedeutende verklärt. Ihm bin ich im Laufe des Jahres öfters auf dem Holzplatz am Redder begegnet. Dort lag er, unscheinbar, an seiner Oberfläche von Wind und Wetter schon stark mitgenommen, spakig geworden. Wäre ihm ein Unkundiger mit der Axt nahegekommen, so hätte er sich verlocken lassen können, ihn vor dem völligen Vermodern haushälterisch zu Brennholz zu zerschlagen. Das runde Holz trug aber am einen Ende eine sorgfältig abgeplattete Stelle, und sie hätte dann den platten Nützlichkeitsapostel vor dem immer möglichen geheimnisvollen Berufesein auch des Unscheinbaren erschauern lassen müssen.

Alle Gerätschaften sind herbeigeschafft, und nun heißt es: warten! Ach, das Warten ist Kindern wohl eine arge Zumutung. Wenn man es aber recht bedenkt, darf es als Würze dem Fest nicht fehlen. Endlich heben Vater und Mutter mit großer Anstrengung den Kupferkessel vom Feuer und tragen ihn an den Zuber heran. Jetzt wird es Ernst. Der Zwerg schiebt etwas verängstigt sein klotziges Kinn vor, teils aus Neugierde, teils um seine Halswirbel schnell noch einmal durchzuprobieren. Denn auf Kinn und Halswirbel wird es jetzt ankommen.

Der Vater gibt ein paar kurze Anweisungen. Durch aufwallenden Dampf wird für einen Augenblick ein grobmaschiger grauer Sack sichtbar, der auf vier haltbaren Knüppeln schnell und kunstfertig hinübergehoben wird in den Zuber. Ist er zurechtgekantet, so legt sich der Deckel darüber. Das Zwergengesicht ist hinter dem Aufbau fast ganz verschwunden. Dies alles ist sehr schnell geschehen. Anstrengung und gesammelte Aufmerksamkeit lassen Vater und Mutter sehr ernst aussehen. Nun heben sie den Preßbaum auf, schieben sein abgeplattetes Ende dem Zwerg unter das Kinn. Von dort verläuft er nun über den aufragenden Holzbügel des Preßzubers schräg nach oben, so daß er mit dem andern Ende fast die Decke berührt.

Da stehen denn die Kinder auch schon bereit; denn nun wird es auf sie ankommen. Die auf das Werk gesammelte Aufmerksamkeit des Vaters wird für sie wieder frei. Die Kinder werden hochgehoben und klammern sich an den Preßbaum. Tief, tief unter sich sehen sie das lachende Gesicht ihres Vaters, das einen guten Ausgang des Abenteuers gewährleistet. „Nu geht de Reis' los!“ ruft der Vater. Ich schließe die Augen, und das Wort von der „Reise“ offenbart wieder seine Zaubergewalt. Denn obwohl die Werkstatt vom Boden bis zu ihrer Decke wenig mehr als zwei Meter mißt, fahre ich in einem seligen Schwindel durch unermeßliche Räume, bis meine Füße nach langer Zeit den Boden wieder fassen.

Wenn ich die Augen wieder aufschlage, ist über dem Zuber das Zwergengesicht von neuem sichtbar geworden. Der Vater nickt meiner Mannhaftigkeit eifrig und bewundernd Beifall. Immer versteht er es, den Kleinen die Gewißheit aufzudrängen, daß ihr Dabeisein recht eigentlich den Ausschlag gegeben hat, daß es dies umständlich vorbereitete und in seinem Ausgang immer ungewisse Unternehmen entscheidend zum Guten wandte.

Während der Fahrt durch die Unermeßlichkeit tönt der Sturz des flüssigen, wasseruntermischten Wachses wie Getöse in meinen Ohren. Nun hat das Ungestüm des Strömens nachgelassen; der Baum steht waagrecht. Wir sitzen nun alle nebeneinander, und der Vater findet Zeit, seine Pfeife wieder in Brand zu setzen. Ich reite in neue Abenteuer hinein. Wir stützen uns auf und lassen dann unser vereinzelt Körpergewicht schwer auf den Baum zurückfallen. So gelingt es für ganz kurze Zeit, das Strömen in die Bütte wieder etwas ergiebiger zu machen. Aber nicht darum geht es mir jetzt. Hier ist eine Wette mit dem Zwerg auszutragen. Er hat sich anheischig gemacht, dem Gewicht der ganzen Familie mit seinem klotzigen Kinn die Waage zu halten. Wird er standhalten? Wird er nachgeben müssen? Wird der unförmige Schädel gleich versagend gegen die Decke sausen? Wir müßten diesen Triumph wohl mit einem allgemeinen Übereinanderfallen bezahlen, aber lustig wäre es doch. Wie er sich anstrengen muß, der Zwerg! Die schmiedeeisernen Augen treten ihm groß und starr aus dem Kopf. Aber er hält.

Tiefer und tiefer neigt sich der Preßbalken. Fast berührt sein

freies Ende wieder den Boden. Vereinte Kraft kann auch nach wiederholtem Umpacken des Sackes kein Strömen mehr zuwegebringen. Es tröpfelt nur noch in die Bütte. Die laute Lust hat stiller und inniger Zufriedenheit Platz gemacht. In der Bütte nutzen Wasser und Wachs die beginnende Erkaltung, um ihre durch das Feuer erzwungene Vereinigung wieder zu lösen. Es hat keinen Sinn, den Sack im Zuber nochmals zu wenden. Was in ihm zurückbleibt, ist Schmutz. Makellos goldgelb deckt sich in der Bütte der große Wachskuchen über das Wasser. Die zunehmende Erkaltung zieht ihn zusammen, seine Ränder lösen sich vom Holz, so daß man ihn später mühelos herausnehmen kann. Auf dem Rande der Bütte sind die Spritzer kalt geworden und zu allerlei absonderlichen Figuren geronnen. Durch die offene Tür finden vereinzelt Bienen den Weg und umsummen die Bütte. Willkommen, ihr Unverdrossenen! Wer wollte euch ungastlich verscheuchen? Ihr gehört hinein in unser Fest. Euer Summen tönt in unser dankbares Schweigen wie ferne Musik.

Noch ein paarmal wird der Wachskuchen umgeschmolzen; immer „geht die Reise noch einmal wieder los“. Immer geringfügiger wird die Schmutzansammlung am Grunde des gewaltigen Kuchens, und zuletzt kann sie mit einem Messer bis auf kleine Andeutungen weggeschabt werden. Und eines Tages hat sich dann auch die Gelegenheit gefunden, auf einem Bauernwagen in die Stadt zu fahren, um den Wachskuchen für schweres Geld zu verkaufen. Oft genug ist uns bedeutungsschwer gesagt worden: „Wachs ist sehr teuer.“ Der Schatz wird mit unscheinbarem Sackleinen irreführend so umhüllt, daß der Goldglanz zwar neidischen Blicken entzogen ist, die Ebenmäßigkeit der Form aber immer noch erkennbar bleibt.

Wenn nun der Vater, an seiner Last schwer tragend, durch Rendsburgs Straßen geht, mögen die naseweisen, überheblichen Städter in ihm irgendeinen törichten Hans im Glück vermuten, der am Ende seines Abstiegs steht und nur noch das Erlebnis am Brunnen abzutun hat.

Die Form seiner Tracht legt ja auch vielleicht den Gedanken an einen Schleifstein nahe. Aber der da durch Rendsburgs Straßen geht, ist ja kein Dümmling, sondern eben unser Vater, ein richtiger Hans im Glück, der seine Sache beim guten Ende an-

faßt. Bei ihm gibt es keinen kläglichen Abstieg vom Golde zum Schleifstein. Er steigt triumphierend zum Golde hinan, und auch in diesem Jahr werden wir Kinder wieder mit Stolz hören, daß Kaufmann Sibbert nicht an der Ware gemäkelt hat. Statt Krämerschlau ein Preisdrücken zu versuchen, wird er rückhaltlos unserer Ware Makellosigkeit bewundern und den höchsten Preis zahlen. — — —

Unabsehbar lang ist ein Jahr im Leben eines Kindes, und doch — man weiß nicht, wie es geschah — ist man eines Tages schon fünfzehn Jahre alt. Die älteren Geschwister haben das Elternhaus verlassen.

An einem Septembertage sitze ich im Garten, versteckt zwischen zwei Reihen hochgewachsener Bohnen. Kurze Zeit vorher war es mir durch einen besonderen Glücksfall möglich geworden, Lenaus Werke zu erwerben. Die Welt ist schon ein wenig nüchterner geworden; viele Geister haben das Haus verlassen. Die letzten düstern, spinnwebenverhangenen Winkel sind durchforscht. Viele Geheimnisse haben vor dem vernünftelnden Zu- drang meiner Forscherleidenschaft weichen müssen. Die Märchen sind einstweilen abgetan, und was ich lese, braucht sich zwar nicht wirklich ereignet zu haben, muß aber immerhin möglich sein. Schön sind auch Gedichte, die von Heldentaten und großen Ereignissen sagen, oder auch nur mit einem nicht immer verständlichen Sprachprunk dahindonnern wie Schillers Gedichte der ersten Periode. Nicht alles ist klar, weil ich *erst* fünfzehn Jahre alt bin. Aber wiederum bin ich auch *schon* fünfzehn Jahre alt. Nun ist mir eine Binde von den Augen genommen, und ich sehe in ein verzaubertes Land, und das Schönste sind nun diese Gedichte von Lenau, die gar nichts Handfestes berichten, deren Worte ganz leise und schlicht vorübergehen und mir doch Schauer durchs Herz jagen, weil ihres Wandels fremde Hoheit nicht mehr Königen und Großen dieser Erde abgesehen ist, sondern von Gott verliehen sein muß.

Da werde ich in die Werkstatt gerufen, wo der dampfende Sack schon in den Zuber gehoben ist. Die Dinge der Werkstatt sind nicht ferner verzaubert. Da wird ganz einfach der Preßbaum unter den Klotz an der Tür geschoben, und mein Körpergewicht ist nun derart, daß es ernsthaft in Rechnung gestellt wer-

den kann, ja sogar unentbehrlich ist. Wachskochen ist mir kein Fest mehr, ist nüchterne Arbeit und lästige Störung geworden. Meine Ungeduld strebt zurück in den herbstlichen Garten, zurück in die neue, die andere Verzauberung.

Obenhin und lässig führe ich aus, was notwendig ist und mir anbefohlen wird, ungeduldig des Wortes harrend, das mich entläßt. Nun ist es gesprochen, und ich kehre heim in mein Versteck und „senke mein umnachtet Angesicht“ an den Busen der Melancholie.

Ja, ich mache die Leiden meines Dichters mir unbesehen zu eigen. Zu den wildesten Übertreibungen bin ich bereit. Ich sehe, „der Schminke bar, des Lebens welke Wange“, und die Frauen haben mich namenlos betrogen. Unecht und lächerlich ist mein Weltschmerz; aber ganz wahr und ganz echt ist die Bezauberung durch das dichterische Wort.

Über das Buch hinweg träume ich hinaus in den Septembertag. Lautlos fallen die Blätter. Und wenn ich mir auch sage, daß des Lebens welke Wange und die Treulosigkeit der Frauen Dinge sind, über die ich besser noch nicht mitrede und mitfühle, so bin ich doch fünfzehn Jahre alt und bin durch eine Wandlung geschritten. Die Fülle des Sommers hat sich hinüberverwandelt in septemberliche Schwermut der Überfülle. Der süßen Schönheit des Tages ist die scheue Bitternis eines Todesahnens zugemischt, und was immer das Leben mir noch vorenthalten mag, des Dichters Wort: „Ich liebe dieses milde Sterben“, geht unmittelbar in die noch ungeklärte, aber doch unbedingt wahre Mitte meines Wesens und findet dort seine Statt.

Jahre vergingen mir in dem Irrtum, daß die über alles geliebte Schönheit des dichterischen Wortes sich auf Grund einer geheimnisvollen Notwendigkeit, die ich noch nicht durchschaue, nur am Gegenstande des Schmerzes voll entfalten kann. In dem Ungestim ihres Ringens um die letzte Schönheit des Wortes mag es den Dichtern nachgesehen werden, wenn sie über das Verhältnis, in dem Glück und Leid sich auf ein Leben verteilen, so bestürzende, aber doch glücklicherweise wohl gefälschte Angaben machen.

Wo ist meine Jugend mit ihren holden Irrtümern?

„O Schmerz, wie bist du wahr!“

Melancholie redet mir mit dem leisen, eintönigen Fall ihrer Worte ein: Es führt den Menschen sein Weg nicht, wie er in törichten Tagen der Jugend glaubte, aus der Entbehrung in zunehmende Fülle. Umgekehrt geht es: aus dem Reichtum in wachsende Dürftigkeit.

Aus der kahlen, schneefeuchten Leere des Januartages habe ich mich gerettet in Erinnerungen an den Monat der Fülle, aus dem Ungenügen des Mannestums in die selige Erfülltheit der Jugend, aus verstandesnüchternem Umgang mit den Genossen der täglichen Arbeit in die Spielgemeinschaft mit Geistern.

Wo bist du hingekommen, du Zwerg vom Pfosten der Werkstättentür? Heute habe ich dich beschworen, daß du meiner Betrachtung standhalten mußt. Alt und vergrämt sahst du aus, mein Freund. Aber da ich mit voller Inbrunst meine Blicke in deine schmiedeeisernen Augen tauchte, sahst du mich voll und lebendig an, wenn auch immer noch wehmütig. Aber *einmal* hast du mich lustig angezwinkert: „Ja, ja, wir sind alt geworden. Weißt du noch, damals? Wir waren jung, es war September, und wir feierten das Fest der Fülle!“